Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1927

210 (10.9.1927) Frauenfragen / Frauenschutz

Visual Library

Frauenfragen / Frauenschutz

Nummer 210 / 47. Jahrgang — Beilage des Volksfreund — Karlsruhe, 10. September 1927

Das Verbrechen einer Bürgerin

Eine wahre Begebenheit von A. Soritsch

Nachdem sie den Winterurlaub bei ihrem Bruder in Jekaterinoslaw verbracht hatte, kehrte die Studentin T. L. mit ihrem Töchterchen nach Moskau zurück. Auf dem Bahnhof trat sie, um, wie üblich, von den Zurückbleibenden Abschied zu nehmen, da noch einige Minuten bis zur Abfahrt des Zuges geblieben waren, auf die Plattform des Wagens und hier sagte das kleine Mädchen unvermittelt, ihren Zeigefinger erhebend: „Mama, ich muß mal . . . .“

„Wart' einen Augenblick, Freundchen,“ sagte lächelnd die Mutter, „gleich wird sich der Zug in Bewegung setzen, und dann wird die Toilette geöffnet.“

Doch drei Jahre sind so ein glückliches und sorgloses Alter, da der Verstand noch nicht die Empfindungen beherrscht und man noch nicht verpflichtet ist, die Verfügungen über die Regelung der inneren Ordnungen in den Eisenbahnwagen zu kennen. Mit drei Jahren scheint es einem selbstverständlich, daß die Toilette nicht nur offen zu sein hat, wenn der Zug sich in Bewegung befindet, sondern auch, wenn die unaufschiebbaren Bedürfnisse des Augenblicks es fordern.

Das kleine Mädchen wiederholte hartnäckig: „Mama, ich muß mal . . .“ Da auf die verwünschte Frage, wie man zu sagen pflegt, keine bestimmte Antwort erfolgte, ging sie unbemerkt in eine Ecke, und nach einer Sekunde zeigte sich in der Ecke auf der Plattform eine kleine Pfütze. In diesem Augenblick ging der Schaffner zusammen mit dem Zugführer, dessen graue und buschige Brauen in einem bösen Bogen auf dem Nasenrücken zusammenstießen, durch den Wagen. Der Schaffner machte ein furchterregendes Gesicht und fragte streng: „Was haben Sie da gemacht, Bürgerin?“ Er drohte mit dem Finger und ging weiter, nach Greisenart milde und leise lächelnd. Doch der Zugführer erwies sich als ein kleinlicher Pedant, und obgleich die Mutter sofort mit einer Zeitung sorgsam das Pfützlein in der Ecke fortwischte, sagte er, die Verunreinigung des Wagen sei, ohne Ansehung des Alters und Geschlechts, nach der Verfügung verboten. Die von dem kleinen Mädchen auf der Plattform verübte Tat sei eigens im § 142 der Verordnung über die Eisenbahnen und Wasserwege in der Republik vorgesehen, und für das Pfützlein sei eine Strafe von 3 Rubeln zu erlegen.

Die Studentin erachtete den traurigen Vorfall durch die Tatsache der nachfolgenden Tilgung der Spuren des von der Verordnung über den Verkehr in der Republik vorgesehenen Verbrechens auf der Plattform für erledigt, und außerdem war, um es zart auszugrücken, ihrem Beutel das Kleingeld ausgegangen. Sie meinte, wenn man für jedes Pfützlein 3 Rubel zahlen müßte, bis aus dem Kinde ein roter Pionier geworden sei, so vermöchte eine solche finanzielle Belastung — gar nicht zu reden vom Stipendium — selbst der Nordamerikanische Lloyd nicht zu tragen. Doch der Hinweis auf den Lord stellte den Zugführer nicht zufrieden. Trocken sagte er, er wisse nicht, wie es in Amerika stehe, doch bei uns wird man dafür beim Schopf gepackt, und er rief den diensthaben Agenten der GPU., der besonderen Verkehrsabteilung, herbei. Der Agent fragte prüfend, ob das kleine Mädchen selbständig die Verfügung über den Verkehr auf den Wasser- und Eisenbahnwagen der Republik überschritten habe, oder ob die Mutter es zu dem Verbrechen angestiftet und in die Ecke geschickt habe. Die Studentin sagte beleidigt, keine liebevolle Mutter werde ihr Kind schicken, „das“ im eisigen Frost in den Höschen zu tun, und eine solche Annahme könne nur jemand aussprechen, der keine Kinder habe und von solchen speziellen Fragen des Menschlichen keine Ahnung habe. Der Agent erwiderte, seinen Degen aurechtrückend, voller Würde, wenn er auch nicht auf Universitäten studiert habe, so werde er doch nicht gestatten, ihn bei der Ausübung seiner dienstlichen Pflichten zu beleidigen. Er forderte die Studentin auf, ihre Sachen zu nehmen, auszusteigen und ihm in den Dienstraum zu folgen.

Nun mengte sich erstens das Publikum ein und zweitens der Bruder der Studentin. Er sagte voll Empörung, daß die Studentin ihre Berechtigung zur Weiterfahrt verlieren werde, wenn sie den Zug verlassen solle. Das sei — Willkür und er werde sich bei der Verwaltung über den Agenten beschweren, und übrigens, da er in Jekaterinoslow bleibe, so sei er bereit, die Schuld wegen des Pfützleins und die Strafe auf sich zu nehmen, ebenso die Verantwortung für das grauenhafte Verbrechen vor den harten Gesetzen unseres Landes. Da setzte der Schaffner die Pfeife an, der Zug setzte sich in Bewegung und entführte die Verbrecherin, die vorläufig den Händen der Gerechtigkeit entschlüpft war. Doch der Agent ab gleich telephonisch weiter, man solle in Sinelinikow die Studentin anhalten, und der Onkel der minderjährigen Verbrecherin wurde zwecks Verhörs vor die Kommandantur auf dem Bahnhof gefordert.

In Sinelnikow kam ein anderer Agent in den Wagen, der die Mitteilung erhalten hatte, es sei notwendig, die Bürgerin festzunehmen, weil sie beim Einsteigen „Unfug getrieben“ habe. Die Unfugtreiberin, deren nasse Höschen gewechselt waren, hatte bereits das erlebte Drama vergessen und vertilgte völlig unbeirrt, am Tischchen beim Fenster sitzend und mit den Füßchen baumelnd Weißbrötchen und Milch. Der zweite Agent hatte selbst einen kleinen Unfugtreiber, den Wowka, der nicht ohne Hintergedanken davon träumte, im reifen Alter Lokomotivführer zu werden, der Pflaumen und Aepfel aus dem Süden herbeiführte. Er lächelte, als man ihm den kleinen Vorfall berichtete, kitzelte die Verbrecherin am Kinn und ging fort, nachdem er friedlich für den Fall der Anforderung aus Jekaterinoslow die Moskauer Adresse der L. notiert hatte. Auf der Kommandantur in Jekaterinoslow war jedoch über das Benehmen des Bruder der L., der der Obrigkeit Widerstand geleistet hatte, ein sehr ausführliches und drohendes Protokoll abgefaßt worden. Bis zum letzten Augenblicke hatte er alles Vorgefallene als einen fröhlichen und belustigenden, der Feder eines Schtschedrin würdigen Scherz hingenommen, und erst als man ihm gleich zwei Anklageakten vorlegte, begriff er, daß man durchaus nicht mit ihm spaßte. Vier Tage saß er im Untersuchungsgefängnis des Staatsanwaltes, wurde freigelassen auf die schriftliche Verpflichtung hin, daß er den Ort nicht verlassen werde.

Mithin wird es noch eine Gerichtsverhandlung geben; mithin wird eine umfangreiche Aktensache im Aktendeckel entstehen; die Behörden werden eine langwierige Korrespondenz einleiten, und die gelehrten Richter werden die Wahrheit aus den verquickten Umständen zu entwirren suchen. Der Untersuchungsrichter wird danach forschen, was L. vor der Februarrevolution getrieben hat, und ob er sich für das Pfützlein verantwortlich fühlt, das von den Behörden auf dem Fußboden des Eisenbahnwagens entdeckt worden ist. Der Vorfall auf dem Bahnhof in Jekaterinoslaw hat eine weitverbreitete und lustige Berühmtheit erlangt. Wenn L., gegen den die Untersuchung schwebt, durch die Stadt geht, dreht man sich nach ihm um und sagt: „Das ist er. Seine Nichte hat etwas auf die Plattform gemacht, und dafür hat man ihn ins Gefängnis gesteckt.“

(Uebertragen aus einem Feuilleton der Moskauer „Prawda“.)

Vom Mütterlein die Frohnnatur . . .

Literarische Plauderei von J. Kliche

Es gibt ein bekanntes Wort von Goethe, in dem der Dichter bekennt, daß er des Lebens ernstes Führen von Vaterseite geerbt habe, daß ihm jedoch die Frohnatur, die Lust am Fabulieren sein Mütterchen mit auf den Weg gab. Das Gleiche hätte auch Friedrich Schiller inbezug auf die Mutter sagen können. Auch diese, die übrigens in dem gleichen siebzehnjährigen Lebensalter wie die „Frau Rat“ Goethe in die Ehe getreten war, hat viel von ihren eigenen Gaben und Empfindungen auf den heranwachsenden Sohn übertragen. Ja ihre ständige Freude an Musik und Dichtung wurden für Friedrich geradezu mit wegbestimmend.

Doch nicht nur bei den beiden bekanntesten deutschen Dichtern des klassischen Zeitalters ist dies herzliche Verhältnis zwischen Mutter und Sohn zu verzeichnen. Auch bei Viktor Scheffel und Eduard Mörike sind uns ähnliche Wechselbeziehungen überliefert. Scheffels Mutter liebte es, ihren Kindern mancherlei Märchen vorzulesen, die sie selbst in gemütvollen Stunden zum Papier gebracht hatte. „Alles, was ich Poetisches in mir habe, habe ich von meiner Mutter,“ pflegte der treffliche Sänger des Weins und der Liebe im Freundeskreis zu sagen. Darüber hinaus versuchte Frau Scheffel auch bahnbrechend für das Erstlingswerk ihres Sohnes, den vielbekannten „Trompeter von Säckingen“, tätig zu sein, indem sie selbst in Frauenzeitungen auf dieses Werk hinwies. Humorbegabte, phantasievolle Märchenerzählerin war auch des Schwaben Mörike Mutter. Das Bindeglied war hier zwischen Mutter und Sohn so stark, daß es noch lange nach dem Tode der Mutter bei dem Dichter in schmerzlichen Ausbrüchen nachwirkte.

Ein sehr intimes und herzliches Verhältnis bestand zwischen dem Oesterreicher Ludwig Anzengruber und seiner Mutter. Da der Vater früh gestorben war, lag die Ueberwindung aller Sorgen in den Händen von Maria Anzengruber. Der junge Ludwig hatte zwar eine Anstellung an einem Wiener Theater, indes trug diese so wenig ein, daß in dem ärmlichen Haushalt die Not ein ständiger, trüber Gast war. Dazu kamen noch die Zweifel an dem wachgewordenen dichterischen Talent. In der Schubalde des Tisches, auf dem Mutter und Sohn ihre gemeinsamen Mahlzeiten einnahmen, häuften sich die Manuskripte von Dramen und Erzählungen. Doch niemand wollte das Geschriebene drucken. Schon verzweifelte der Sohn. Da rät ihm die Mutter eines Tages zu, er solle es doch noch einmal mit dem bestimmten Stoff versuchen, über den beide schon so oft gesprochen hätten. Aufs neue geht daraufhin Ludwig mit Eifer an die Arbeit. In kurzer Zeit wird der „Pfarrer von Kirchfeld“ fertig. Er kommt auf die Bühne, und ein über alle Maßen großer Erfolg war überraschend da. Für Maria Anzengruber war das der schönste Tag ihres Lebens. Doch auch das Andere blieb nicht aus: Die Schmerzen des Dichters aus einer gänzlich verfehlten Ehe, das gleiche bitterböse Leid, das Viktor Scheffel auf seinen Ehepfaden kennen gelernt hatte. Ludwig Anzengruber hatte allzu übereilt geheiratet und so wurden die Jahre des Zusammenlebens nur ein schmerzvolles Ringen für den inzwischen berühmt gewordenen Dichter. Das Versagen des ehelichen Bandes führte ihn noch in spätereren Jahren zu seinem alten Mütterchen, um sich bei ihr für sein geistiges Schaffen Rat und Tat zu holen.

Eine geistig sehr hervorragend tätige Mutter hatte Artur Schopenhauer. Wer mit dem Leben jener heute längst versunkenen Frankfurter Zeit vertraut ist, weiß, daß Johanna Schopenhauer in geistiger Hinsicht eine sehr anziehende und eine geachtete Romanschriftstellerin war: eine Gabe, die allerdings ihr sehr ernsthaft und pessimistisch veranlagter Sohn nicht sonderlich geschätzt hat, zumal da er auch sonst noch recht gewichtige Gründe hatte, mit seiner zwar verwitweten, indes der Liebe dennoch nicht ganz abholten Mutter in Unfrieden zu leben. Wenn so zwar in rein menschlicher Beziehung zwischen dem nachmals in aller Welt bekannt gewordenen Philosophen und seiner Mutter kein erfreuliches Verhältnis bestand, so hat ganz zweifellos in geistiger Beweglichkeit der Sohn doch viel von der Mutter übernommen.

Ganz ideal geradezu scheint dagegen das Band gewesen zu sein, das den viel gelesenen französischen Romanschriftsteller Maupassant mit seiner Mutter verband. Dem großen Erzähler war Laura de Maupassant zeitlebens eine treffliche, unbedingt zuverlässige künstlerische Beraterin. Alle literarischen Pläne besprach der Sohn mit ihr. Sie selbst prüfte jedes einzelne seiner Werke vor dem Hinausgehen in die Welt, nachdem sie zuvor die Korrektur des jeweils neuesten Romans gelesen hatte. Ganz und gar gingen die Beiden ineinander auf, und als der Dichter, zweiundvierzigjährig, vor nun schon über dreißig Jahren starb, da war es die ständig um in weilende Mutter, die ihm in der Todesstunde die Augen zudrückte. Schließlich hat Laura de Maupassant auch den umfangreichen literarischen Nachlaß ihres Sohnes, den sie um zehn Jahre überlebte, herausgegeben. Der französische Dichter ging im Wahnsinn aus dem Leben. Auch der deutsche Dichter Friedrich Nietzsche mußte diesen Trauerweg wandeln, und auch über ihm wachte treusorgende Mutterliebe bis zu seinem Tode. Nietzsches Mutter war eine stille, einfache Frau, die dem Geistesflug des Sohnes nicht folgen konnte; jedoch war sie stets bestrebt, ihrem Friedrich alle Hindernisse des täglichen Lebens aus dem Wege zu räumen.

Noch dieses und jenes Beispiel des geistigen Vertrautseins zwischen großen Männern und ihren Müttern könnte man anführen, doch dürften die hier mitgeteilten schon genügen, um zu zeigen, daß der Einfluß der Mutter bei den geistig Schaffenden jeweils ein gar großer sein kann. Uebrigens hat schon Goethes Freund Herder das Wort niedergeschrieben, daß ein Talent sich viel eher von mütterlicher Seite aus vererbe, als vom Vater her, und daß insbesondere der Humor von dorther quelle.

*

Die Bildhauerin auf dem Leitergerüst. Für die neu erbaute Gewerbeschule in Rostock hat die Rostocker Bildhauerin Margar. Scheel große tragende Figuren aus Kunststein geschaffen, die sich durch ihre einfache Monumentalität auszeichnen. Diese Arbeit ist für eine Frau um so bemerkenswerter, als die Künstlerin sie auf einem schmalen, hohen Leitergerüst ausführen mußte. Fräulein Scheel gehörte in Berlin zur „Novembergruppe“ und verdient als eine bedeutende Künstlerin allgemeine öffentliche Beachtung.

Hauswirtschaftliches

GK. **Wie verhütet man Sonnenbrand?** Vor allem ist darauf zu achten, daß die Haut nur allmählich den Einwirkungen der Sonnenstrahlen ausgesetzt wird. Es empfiehlt sich, Sonnenbäder in den Sommermonaten nur in den Morgenstunden zu nehmen; unter keinen Umständen zur Mittagszeit oder am Nachmittag. Entsprechende Hautpflege spielt ebenfalls eine große Rolle bei den Wirkungen, die die Sonnenstrahlen auf die Haut ausüben. Ist man auf Wanderungen lange der Sonne ausgesetzt, so ist es ratsam, die Haut morgens und abends mit süßer ungekochter Milch einzureiben. Guten Erfolg erzielt man auch durch öfteres Einreiben der Haut mit Zitronensaft und milder Hautcreme. Ein sehr empfehlenswertes, aber nur wenig bekanntes Hausmittel ist auch das Waschen mit Bierschaum. Zusätze von Borax zum Waschwasser leisten gleichfalls gute Dienste. Als heilendes und kühlendes Mittel hat sich Zitronensaft bewährt. Wird er unverdünnt schlecht vertragen, dann nehme man Wasser und Saft zu gleichen Teilen und betupfe die Haut damit oder, noch besser, lege ein damit getränktes weiches Taschentuch auf. Bei sofortiger Anwendung hilft das Mittel über Nacht.

Goethe und Minchen Herzlieb

Im Verlage von Fr. Frommann in Stuttgart ist vor kurzem ein Buch von Günther H. Wahnes erschienenn, das den anmutigen Titel „Freundliches Begegnen“ führt und die Episode in Goethes Leben behandelt, in der das Herz des Dichters sich Minchen Herzlieb zuwandte. Goethe hatte das reizende junge Mädchen in Jena im Frommannschen Hause kennen gelernt, in dem auch Jean Paul, Tieck, die Brüder Schlegel und viele andere bedeutende Persönlichkeiten jener Zeit verkehrten. Minchen Herzlieb war 1789 in Züllichau in Schlesien geboren, wo ihr Vater geistlicher Inspektor war. Früh verlor sie ihre beiden Eltern und wurde mit acht Jahren liebevoll im Frommannschen Hause in Jena aufgenommen. Als zehnjähriges Mädchen sah sie Goethe zum erstenmale. Mit ihren großen, schönen Augen blickte sie bewundernd zu dem im Hause ihrer Pflegeeltern hochverehrten Dichter auf und gefiel ihm so gut, daß er sich gern mit ihr beschäftigte, mit ihr spielte, spazieren ging und ihr Talent zum Singen und Zeichnen förderte.

Als Goethe 1807 wieder nach Jena kam, sah er Minchen, „aus Morgenduft und Sonnenklarheit“ umwoben, nach langem Fernsein als holderblühte Jungfrau. Noch versuchte der so viel Aeltere, sie sich „weidlich aus dem Sinn“ zu schlagen. Er fühlt „im Herzen heißes Liebestoben“, und wie ein Springquell schreibt er aus übervollem Herzen in jener Zeit eine Reihe feuriger Sonette, in denen er seiner Leidenschaft Ausdruck gibt. In stillen Stunden aber formt sich dem Dichter damals eine der reizendsten Frauengestalten, die er als Ottilie in seinem Roman „Die Wahlverwandtschaften“ unsterblich gemacht hat. In viermonatlicher angestrengter Arbeit, in der Stille Jenas, vollendete Goethe das Werk, das 1809 bei Cotta erschien. Goethe hoffte, sich mit der Gestaltung Ottiliens von der Leidenschaft zu befreien, die ihn ergriffen hatte, aber es scheint, daß die Wunde, die das liebliche Mädchen ihm geschlagen hatte, noch lange nicht heilen wollte. Minchen Herzlieb hat wohl kaum etwas von dem Zauber geahnt, den sie auf den größten Dichter ihrer Zeit ausübte. Sie nannte ihn ihr Leben lang nur den lieben alten Herrn“. Bewundernd blickte sie zu ihm auf, wie in ihrer Kinderzeit, und war wohl auch viel zu schüchtern und bescheiden, um anzunehmen, daß dieser Große ein anderes als ein rein väterliches Interesse an ihr nehmen könnte.

Schon 1908 mußte Minchen Herzlieb den schönen Kreis in Jena, in dem sie so viel Liebe genossen und auch mehrmals heftige Leidenschaft eingeflößt hatte, verlassen, um nach Züllichau zurückzukehren, um ihrer Schwester im Brautstand zu helfen. Kurz vorher schrieb sie noch über ihr Zusammensein mit Goethe: „Er war immer so heiter und gesellig, daß es Einem unbeschreiblich wohl und doch auch weh in seiner Gegenwart wurde. Ich kann dir versichern, liebe, beste Christiane, daß ich manchen Abend, wenn ich in meine Stube kam und alles still um mich herum war und ich überdachte, was für goldene Worte ich den Abend wieder aus seinem Munde gehört hatte, und dachte, was der Mensch doch aus sich machen kann, — ich ganz in Tränen zerfloß und mich nur damit beruhigen konnte, daß die Menschen nicht alle zu einer Stufe geboren sind, sondern ein jeder da, wo ihn das Schicksal hingeführt hat, wirken und handeln muß, wie es in seinen Kräften steht, und damit Punktum.“ Im Herbst 1812 kehrte sie nach Jena zurück und drückte in einem Briefe aus, welches große Glück sie empfand, wieder unter den geliebten Menschen weilen zu können. Als sie eine Zeitlang allein im Hause Frommann war, dessen Bewohner alle verreist waren, besuchte Goethe sie täglich, um ihr die Einsamkeit zu verplaudern. „Sie war so recht sein Liebling“, heißt es in einem Brief an Therese Huber. Eine Jugendfreundin schildert sie als „die lieblichste aller jungfräulichen Rosen“. Aber es heißt auch, daß ihr „Klarheit und Entschluß“ fehlten. Das hat ihr selbst und auch anderen Menschen tiefes Leid bereitet.

Minchen Herzlieb war schon dreißig Jahre alt, als sie den verwachsenen Universitätsprofessor Walch heiratete, trotz der Warnungen der Freunde, die ihrem Charakter nicht so viel Kraft und Beständigkeit zutrauten, einen Mann glücklich zu machen, den sie nur seines guten Charakters wegen schätzte, jedoch nicht liebte. Bald steigerte sich denn auch ihre Gleichgültigkeit zu Abneigung, die mehr und mehr an Geistesverwirrung grenzte. Sie ging oft jahrelang zu ihrem Bruder, versuchte dann immer wieder, zu Walch zurückzukehren, aber vergeblich. In seiner Nähe fürchtete sie wahnsinnig zu werden. „Es ist schrecklich,“ bekennt sie, „aber wenn ich in meiner Stube arbeite und Walchs Stimme im Hausflur höre, auch wenn ich gewiß weiß, daß er nicht zu mir eintreten wird, so zittere ich schon am ganzen Körper.“ Dabei war Walch ein edler, ehrenhafter Mann, der seine Frau unendlich liebte. Vielleicht wäre es für Minchen, die so kinderlieb war, besser gewesen, sie hätte das Mutterglück kennen gelernt. Zuletzt lebte sie ständig bei ihrem Bruder in dem stillen Pfarrhause zu Prittag. Nach seinem Tode zog sie mit ihrer Schwägerin nach ihrer Geburtsstadt Züllichau.

1853 starb der Professor Walch, und mit seinem Tode war ein Alb von seiner unglücklichen Frau genommen. Es spricht für seine edle Gesinnung, daß er Minchen, die ihn verlassen hatte, eine sorgenfreie Existenz sicherte. Wer sie in Züllichau kannte, rühmte ihre Liebenswürdigkeit, Gleichmäßigkeit und Geduld im Verkehr. Sie schien gesund und heiter, und ihre schlanke Gestalt, ihre blühende Gesichtsfarbe und ihre leichten Bewegungen ließen sie viel jünger erscheinen, als sie war. Mit fünfundsiebzig Jahren verlor Minchen auch ihre Schwägerin, und es scheint, daß die neuen Aufgaben, die an sie herantraten, über ihre Kraft gingen. Von neuem verwirrte sich ihr Geist, und schließlich mußte sie von ihrer Schwester in eine Heilanstalt für Gemütskranke gebracht werden. Dort starb sie am 10. Juli 1865.

Unter den Gedichten, die Goethe als Sechzigjähriger der jungen Minna weihte, ist eins, das ihr Wesen am besten erfaßt, und das sie, wo sie ging und stand, gesungen haben soll: „Trost in Tränen“:

Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht's dir an den Augen an,
Gewiß, du hast geweint.“

„Und hab ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Tränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz.“

In einer Strophe stehen die bekannten Worte:

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht.

Der Hauch der Entsagung, der in diesen Worten ausgedrückt ist, liegt von Anfang an über dem „freundlichen Begegnen“ des großen Dichters mit Minchen Herzlieb und gibt ihm den melancholischen Zauber, der über allem Unerfüllten liegt.

Anna Blos (Stuttgart).

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK — Baden-Württemberg